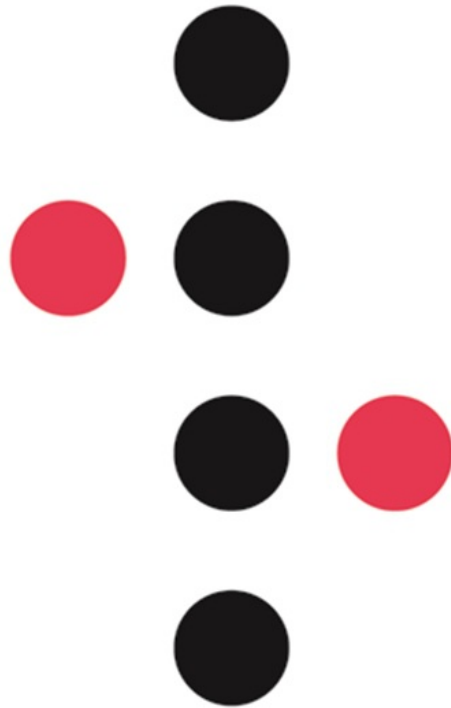


FRANCESCO  
MAGRIS

# DIE GRENZE



Von der Durchlässigkeit  
eines trennenden Begriffs

ZSOLNAY

der an den äußersten Rand dieses Reiches verbannt wurde, dass Ovid von diesem Rand aus das Unbekannte erblickte, »das skythische Nichts«. Ovid tat dies jedoch in der imperialen Überzeugung, dass der römische *Limes* sich verschieben werde, um auch dieses Unbekannte einzuschließen.

Andererseits kann die Grenze auch geschlossen sein, eine verriegelte Tür für die Bewohner ihres Landes, auch wenn sie es nur für kurze Zeit verlassen möchten, wie im Fall des Eisernen Vorhangs und vieler anderer Grenzen totalitärer Staaten. Édouard Glissant erzählte eine Anekdote über die Chinesische Mauer — eine Grenze par excellence, ein breiter, starrer Rand —, in der ein General auf das Gebiet jenseits der Mauer zeigt und zu seinen Soldaten sagt: »Dort ist die Welt, und ihr werdet nicht hingehen.« Der Rand kann ein Verbot sein, die Säulen des Herkules, über die nicht hinausgegangen werden darf, das Ende des Festlands, eine Schwelle, die zu überschreiten, um aufs Meer hinaus zu segeln, in der Antike als Frevel galt. So wurde Jason, der erste Seefahrer, mitunter als Gotteslästerer angesehen.

Jack Goody bemerkt, dass »jede menschliche Gruppierung ihre mehr oder weniger präzise umrissenen Territorien hat«, das heißt, sie hat Grenzen, die all jene von diesem Gebiet ausschließen, die nicht als legitime Mitglieder der Gruppe angesehen werden, und jede Missachtung der gezogenen Grenzen stellt eine Übertretung dar. Dennoch haben diese Grenzen veränderliche Größen, je nachdem, ob sie den Migrationsfluss von Menschen oder den Warenfluss kontrollieren sollen (obwohl das Schengener Abkommen Ersteren und das GATT-Abkommen Letzteren begünstigen) oder ob sie, im Gegenteil, darauf abzielen, durch die Beseitigung restriktiver Bestimmungen die grenzüberschreitenden Bewegungen von Waren (den Handel) und Personen (zum Beispiel den Tourismus) zu fördern, weil staatliche Einnahmen bekanntlich empfindlich auf Schwankungen dieser Bewegungen reagieren. Die erhöhte Durchlässigkeit von Grenzen, die wir heute erleben, obwohl der internationale Terrorismus und die Ausbreitung von Epidemien es nahelegen, die Kriterien für den erlaubten Zugang zu den betroffenen Ländern zu verschärfen, ist eine Folge schwindender Souveränität der Nationalstaaten zugunsten einer weltweiten *governance*. Deren legislative Entscheidungen auf so unterschiedlichen Feldern wie der Wirtschaft, Gesundheit oder

Verteidigung sind bindend für die einzelnen Staaten, die sie unter dem Druck politischer oder finanzieller Sanktionen in ihre eigene Rechtsordnung aufnehmen müssen. Die wachsende Geschwindigkeit des Informationsaustauschs und der Fortbestand stark bürokratisierter Regierungen müssten eigentlich zur Verschärfung von Grenzkontrollen führen, meint Goody.

Was dennoch zu einer Neubewertung der Bedeutung von Grenze zwingt, ist die Tatsache, dass das ethnische Kriterium in der Unterscheidung zwischen Staaten sich überlebt hat und schon seit Jahrhunderten (man denke an die Kolonialreiche) durch die Kultur ersetzt wird, das heißt, durch einverständlich geteilte Prinzipien in der Bildung und beim Mediengebrauch, in der Politik und vor allem durch die gemeinsame Sprache. Grenzen werden durchlässiger, weil die Beziehungen zwischen Staaten sich mittlerweile auf kulturelle Nähe statt auf ethnische Verwandtschaft gründen. Man denke an die Bindungen zwischen Ländern mit der gleichen Sprache, die zur Schaffung von gemeinsamen Einflussphären führen, wie beispielsweise den anglophonen oder frankophonen Raum, trotz starker ethnischer Ungleichgewichte zwischen diesen Ländern. Frankreich zum Beispiel hat eine viel engere Bindung zu Québec oder den Ländern des Maghreb — frankophonen, aber ethnisch sehr stark von Frankreich unterschiedenen Ländern — als zu Staaten wie zum Beispiel Italien, mit denen es die Ethnie teilt und sogar eine enge geographische Nachbarschaft hat, die kulturell und sprachlich als ferner empfunden werden.

Frankreich neigt unter diesem Blickwinkel eher dazu, die ideelle Grenze niederzureißen, die es von der Provinz Québec oder vom Maghreb trennt, als seine geographische Grenze zu Italien. Italien fehlt eine bedeutende koloniale Tradition, die den Export seines kulturellen und sprachlichen Erbes in andere Länder begünstigt hätte, darum sieht es sich in sprachlicher Hinsicht isoliert und von einer unermesslichen Grenze umgeben. Andererseits ist es kein Geheimnis, dass viele separatistische Bewegungen, zum Beispiel die baskische und katalonische in Spanien, ihre Existenzberechtigung auch mit ihrem besonderen sprachlichen Erbe begründen, das der Nationalsprache stolz entgegengesetzt wird, weil sie nach Meinung der Separatisten das Werkzeug darstellt, mit dem das Zentrum sich gegenüber dem Rand

durchsetzt und sich den Rand einverleibt.

Trotz ihrer Bedeutung als Rand, der sie tendenziell unbedeutend macht, hat die Grenze eine wichtige Rolle im Lauf der Geschichte gespielt. Geschichte ist schließlich auch eine Abfolge von Kriegen, die geführt werden, um sich Grenzgebiete als Beute zu sichern. Man denke an die Kriege, in denen Frankreich und Preußen — später auch Deutschland — sich abwechselnd Elsass und Lothringen streitig machten und wegnahmen, oder an den Ersten Weltkrieg, den Italien, zumindest vorgeblich, für die Annexion zweier Grenzstädte mit italienischer Sprache und Kultur und ihrer damals unter österreichisch-ungarischer Herrschaft stehenden Provinzen kämpfte, nämlich Trient und Triest. Und der auslösende Funke für den Zweiten Weltkrieg war, obwohl ebenfalls ein Vorwand, Deutschlands Absicht, Danzig zu rächen, das heißt, die polnische Grenze zu verschieben. Wie Churchill mit ironischem Bezug auf das Pulverfass des Balkans sagte, Orte an der Grenze erzeugen oft mehr Geschichte, als sie konsumieren können, weshalb sie sich genötigt sehen, sie zu exportieren. Meist verwickeln sie dann auch das Zentrum im Namen der Grenze in langwierige Kriege mit dem unvermeidlichen Blutzoll, doch deren Gründe werden von denen, die im Zentrum leben und die Realitäten an der Landesgrenze nicht kennen, kaum verstanden.

Abgesehen von diesen, mit sprachlich-kultureller Nachbarschaft oder Ferne zusammenhängenden Aspekten der Grenze, Themen, die schon oft gründlich analysiert und auch in literarischer Form vielfach verarbeitet wurden, gibt es einige andere Aspekte, die eine nähere Betrachtung lohnen. Das Gefühl der Marginalität zum Beispiel, das Bewohner der Grenze erfahren, kann sich in zwei entgegengesetzten Reaktionen äußern. Einerseits kann das Wissen um die eigene Randlage, das Ausgeschlossenensein vom Fluss der Geschichte und des Lebens, der im Zentrum verläuft und vom Zentrum genährt wird, ein Minderwertigkeitsgefühl auslösen. Andererseits kann sie ein — manchmal regressiv ins Extrem getriebenes — Bewusstsein von der eigenen, unverwechselbar besonderen Identität erzeugen, die sich der gleichförmigen und gleichmachenden Kultur des Zentrums widersetzt. Dennoch muss der Grenzbewohner, ohne die affektive Bindung an die eigene geistige Landschaft zu verleugnen, auch ins Zentrum blicken, es kennenlernen und entziffern können, und sei es auch nur oberflächlich,

aus seiner Perspektive im Abseits, um zu vermeiden, dass er politisch, wirtschaftlich und kulturell an den Rand gedrängt wird. Die Peripherie, die sich nicht mit einer geographischen und kulturellen Isolation begnügen will, darf die politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Anregungen nicht ignorieren, die das Zentrum beleben und wie in alle Richtungen fallende Sonnenstrahlen wohl oder übel auch die Peripherie erhellen, wie abgeschwächt auch immer sie dort ankommen mögen.

Wenn der Bewohner der Peripherie sich teilweise auch das Zentrum aneignet, indem er seine Kultur, Geschichte und Traditionen kennenlernt, erfährt seine Randexistenz eine außergewöhnliche kulturelle Bereicherung, die zu seiner besonderen Identität hinzukommt, ohne diese zwangsläufig zu schwächen, zu verunreinigen oder in einem unpersönlichen kulturellen Allerlei verschwinden zu lassen. Fällt das Leben an der Grenze (vor allem bei Angehörigen einer Minderheit) mit kultureller und sprachlicher Vermischung zusammen, ermöglicht es meist eine stimulierende Vertrautheit mit zwei unterschiedlichen Kulturen und Sprachen. Verglichen mit denen, die das Zentrum bewohnen und die Peripherie nicht kennen, also Gefangene ihrer typisch monokulturellen Vorurteile bleiben, bedeutet diese Vertrautheit für den Grenzbewohner eine große kognitive Bereicherung. Am Rand zu leben erlaubt also — mal in harmonischer, mal in konfliktreicher Form — eine doppelte Identität und einen kulturellen Dualismus, die nicht nur intellektuelle Vorteile verschaffen, zum Beispiel größere geistige Offenheit, es hat auch positive wirtschaftliche Konsequenzen, wie erhöhte Chancen auf eine bessere Arbeit, dank der Kenntnis mehrerer Sprachen: die lokale Sprache der Minderheit, der man angehört, und die mit dem Rest des Landes geteilte Nationalsprache.

Manchmal kennt man ein Land besser und liebt es umso mehr, wenn man es aus einer entfernten Perspektive erforscht, so wie ein Gemälde eine gewisse Distanz des Betrachters erfordert, um erschöpfend bewundert zu werden. Vom engen, unzugänglichen Winkel an der Grenze aus lässt sich das Zentrum vermutlich leichter erfassen, verstehen und sogar lieben, als vom Inneren des Zentrums. Der Reiz des Zentrums kann für den, der im Abseits, am Rand lebt, allerdings auch so stark sein, dass er den im Zentrum vorherrschenden und oft von ihm ausgehenden Moden nacheifert. Dieses Verhalten entspricht

dem Verleugnen der eigenen randständigen Identität und betont das Minderwertigkeitsgefühl gegenüber dem Zentrum, in das man sich vergeblich zu integrieren versucht.

Manchmal drängt sich das Zentrum der Peripherie auf, indem es die eigenen kulturellen Vorbilder und Standards dorthin exportiert — durch den Schulunterricht, die Massenmedien oder sogar durch Zwang —, die dann heftig in Konflikt mit den lokalen Traditionen geraten können. Wenn die beiden Kulturen sich dagegen vermischen, entsteht eine fruchtbare Synthese, die der Grenze eine noch komplexere, unverwechselbare Besonderheit verleiht, während das Zentrum, überzeugt, dass die Ränder des Landes eine Wirklichkeit von zweitrangiger Bedeutung darstellen, keine Notwendigkeit sieht, von außen kommende Anregungen aufzunehmen, und sich in seinen kulturellen Mustern verhärtet, die dann fast undurchlässig werden gegenüber Einflüssen aus der Peripherie. Hinzu kommt, dass auch die politischen, kulturellen und Bildungsinstitutionen die Kenntnis lokaler Kulturen nicht immer fördern, was zu weiteren Asymmetrien zwischen den Bewohnern der Peripherie (die gezwungen sind, das Zentrum zu kennen) und den Menschen im Zentrum führt, weil diese nicht dazu angeregt werden, die Randgebiete ihres eigenen Landes kennenzulernen.

In Triest zum Beispiel, wegen seiner komplizierten Geschichte und seiner von erbitterten ethnischen, sozialen und sprachlichen Konflikten gezeichneten Wirklichkeit die Grenzstadt schlechthin, erlebt man eine Reihe sprachlich-kultureller Aufsplitterungen. Das beginnt bei dem Konflikt zwischen der Mehrheit italienischer Muttersprachler (die freilich in ihrem venetischen, im Alltag vorwiegend gesprochenen Dialekt fest verwurzelt sind) und der slowenischen Minderheit, um in abgeschwächter Form auch die anderen ethnisch-sprachlichen Gruppierungen (serbisch, kroatisch, griechisch und deutsch) der Triester Bürger einzubeziehen, die vielleicht weniger zur Durchsetzung von Identitätsansprüchen neigen. Die Konfrontation zwischen Italienern und Slowenen, die manchmal erbittert und nicht immer nur mit Worten gewalttätig ausgetragen wird, hat schon immer eine typische Dialektik zwischen Zentrum und Rand genährt. Wie Giampaolo Veldevit in seinem Essay »Trieste. Storia di una periferia insicura« (Triest. Geschichte einer unsicheren Peripherie) ausführt, versuchte der